



Markus Peter: Unsere Diskussion beginnt vor dem Hintergrund der letzten zwei Jahrzehnte und dem BZO-Diktat des Kantons Zürich von 1996. Die «Richtlinien für die Beurteilung und Planung von Hochhausprojekten (Hochhäuser in Zürich)» wurden 2001 vom städtischen Hochbaudepartement für die linearen, sich gegen Westen ausdehnenden Industrieareale mit ihren heterogenen Massstäben und die Ringstadt im Norden von Zürich festgelegt. Der heimliche Konsens liegt im Freihalten der dominanten Silhouetten: der Hügelketten des Zürich- und des Uetlibergs und der Altstadt sowie des Blicks über den See in die Berge. Die Topografie schreibt schon lange ihre Werte in die Textur der Stadt ein, und so fand das Industriequartier seine Verlängerung bis über Spreitenbach hinaus. Im noch nicht allzu lang zurückliegenden Dialog mit Luigi Snozzi und Hans Kollhoff beharrte Ursula Koch [1986–1998 Stadträtin, Vorsteherin des Bauamt II der Stadt Zürich] noch darauf, dass das Hochhaus unserer Baukultur fremd sei. Und doch sind aus diesem «Klima eines Dampfkochtopfs», wie du, Patrick, diese politische Verspannung der 80er-/90er-Jahre einmal bezeichnet hast, schnell einige Bauten in die Höhe geschossen.

Marcel Meili: Kochs Position war noch expliziter, denn sie hat gesagt, dass sie eigentlich nur Architekten kenne, die für Hochhäuser seien. Damit unterlag das Hochhaus einem besonderen Legitimierungszwang, weil es im Verdacht stand, lediglich einer Vorliebe von Architekten geschuldet zu sein.

Patrick Gmür: Die damalige Behauptung von Frau Koch entspricht auch meiner Erfahrung als Direktor des Amtes für Städtebau. Meist sind es Architekten, die uns an geeigneten, aber auch an sehr ungeeigneten Standorten hohe Häuser oder Hochhäuser vorschlagen. Auch deshalb verfügt die Stadt Zürich seit 2001 über ein Hochhausleitbild. Dieses legt die Gebiete fest, in denen bis 40 Meter respektive 80 Meter gebaut werden kann, und definiert die städtebaulichen Anforderungen und gestalterischen Prinzipien. In den letzten Jahren entstanden vor allem in Zürich-West zahlreiche Hochhäuser wie der Prime Tower,

das Toni-Areal, die Escher-Terrassen, der Hard Turm Park oder das Wohnhochhaus Zölly. Sie bilden zusammen mit den Türmen in der Hardau aus den 1970er-Jahren die Skyline von Zürich. Rund 20 weitere sind in Planung, im Bewilligungsprozess oder im Bau. Das Stadtbild von Zürich ist schon jetzt auch eines der Hochhäuser. Und man sieht nun anhand der vielen Beispiele gut, welche spezielle Wirkung Hochhäuser haben, was für eine Bedeutung sie im Stadtegefüge einnehmen, welche städtebaulichen Qualitäten sie offenbaren – oder eben nicht.

MM: Zunächst muss festgehalten werden, dass das, was wir auf diesem Feld sehen, nicht der Wunschwelt von Architekten entspricht, sondern auf sehr komplexen Motivationen und Konstellationen mit sehr verschiedenen Akteuren basiert. Der Zölly-Turm war eine Initiative eines Investors. Und an anderen Orten ist es mindestens ein synergetisches Zusammenwirken von Architekten und ihren Auftraggebern.

PG: Das stimmt. Wobei neben den Auftraggebern und den Architekten zumindest in Zürich-West auch die brachliegenden Industrieareale eine wichtige Rolle spielten. Sie boten Land mit einer hohen Ausnutzung. Den damaligen Grundeigentümern – das waren noch nicht die Immobilieninvestoren – ging es in erster Linie darum, diese Ausnutzung zu transformieren. Damit war die Idee des Hochhauses wieder zurück in Zürich.

MP: Die entfesselte Dynamik der Grossstadt lässt die städtebaulichen Eingriffe und Leitbilder als lediglich begrenzte Ordnungsversuche aussehen. Noch mehr als den Ausdehnungen ins Horizontale haften der Vertikalen immer Züge ins Anarchische an. Am ehesten sind noch verdichtete Züge in den alten Hochhausstädten der USA zu konstatieren, wo die Vertikalisierung mit minimalen Nachbarschaftsrestriktionen verbunden wird. Ebenso hat sich das Amerikabild in den Visionen der Planer geändert: So platzierte Armin Meili in seiner Artikelserie «Braucht Zürich Hochhäuser?» Ende 1950 noch einzeln komponierte Gebäude in die Silhouette von Aussersihl, deren Höhen

das übliche Limit überschritten, und fügte zudem eine Verkleinerung des Rockefeller Center als Provokation ein. 40 Jahre später schwärmten Hans Kollhoff und Luigi Snozzi im Gespräch mit unserer «Stadtmutter» von den alten kapitalistischen Städten Amerikas. Regula Lüscher [Bereichsleiterin Stadtplanung, stv. Direktorin Amt für Städtebau 1998–2007] etwas patzige Bemerkung «Planung entfernt sich vom Sichern auf Vorrat» verortet in den Verfahren und der Prozesshaftigkeit die entscheidende Provokation. Entdeckt und angeeignet hat sich die Stadtentwicklung im letzten Jahrzehnt das ausgedehnte Gleisfeld mit den sich überkreuzenden Schienensträngen. Formt sich in der unbegehbaren Weite eine Verdichtung der neuen Höhenentwicklungen? Mich interessiert in diesem Zusammenhang, wie du das Unkontrollierbare einer Stadtentwicklung kontrollierst? Sind deine Verfahren, die Gestaltungspläne, die Leitbilder und die Arealüberbauungen erfolgreiche Instrumente? Und die Regeln: Gibt es in deiner Stadt keine Regeln und alles ist in Bewegung? Ist Architektur nicht Dauer?

PG: Hinter deinen vielen Fragen steckt eine Grundsatzfrage, nämlich: Was ist Städtebau heute? Und in welchem Verhältnis steht er zur Raumplanung? Und worin unterscheiden sich diese beiden Begriffe in Bezug auf das Thema der Dichte? Zuletzt hat sich Susanne Frank [«Dichte ist nur eine Zahl», in: Tec 38/2014] mit dieser Fragestellung befasst. Sie weist auf das Spannungsfeld zwischen der Dichtekennziffer einer Parzelle und der Morphologie der Stadt hin und fordert eine sinnvolle Verbindung dieser beiden unterschiedlichen Sichtweisen auf den Raum. Ich finde diesen Ansatz äusserst interessant, gerade auch weil beim Thema Hochhäuser diese Verbindung oft zu kurz kommt. Unsere Gesetze und Planungsinstrumente helfen zwar, dieses Delta zu verkleinern, doch die Beziehung von Architektur und Stadtraum, Privatheit und Öffentlichkeit ist in der Realität manchmal immer noch eine schwierige. In diesem Zusammenhang nicht zu vernachlässigen ist aber auch die politische Dimension der Hochhäuser. Die Stadtzürcher haben schon seit jeher ein ambivalentes Verhältnis zu diesem Bautypus. Womit wir wieder bei der besonderen Wirkung von Hochhäusern sind: Sie wachsen bildlich aus dem Stadtkörper heraus, sie verändern den

Stadtraum, sie stehen für Aufbruch und Reichtum und im Gegensatz zum Erhalt des traditionellen Stadtbilds. Die Volksinitiative «Vierzig Meter sind genug» von 2009, die die Stadtzürcher mit 73 % verwarfen, zeigt dies exemplarisch. Dies ist mit ein Grund, weshalb der Prozess, bis ein Hochhaus geplant und bewilligt ist, in Zürich so unglaublich langwierig ist – nicht langweilig, sondern eben langwierig. Letztlich hat er nichts mehr mit Architektur und Städtebau zu tun, sondern mit seinen Gegnern und Befürwortern.

MM: Auf der anderen Seite zeigt die Erfahrung, dass es immer einen Verhandlungsraum gibt. Es entsteht ein eigentlicher Verhandlungsurbanismus, der sich der Elastizität der Regeln bedient. Diese Regeln – Sonderbauvorschriften, Gestaltungspläne, aber auch das Hochhausleitbild – verfügen nicht über klare Grenzen, sie öffnen eher Grenzräume, die immer umstritten sind. Was ist deine Einstellung zu diesen Verhandlungsprozessen? Die Verhandlung ist heute in den meisten Städten ein formeller Bestandteil des Städtebaus. Ich denke, du in deiner Position bestimmst das Elastizitätsmodul dieses Verhandlungsspielraums wesentlich mit. Damit steuerst du die Dynamik, die aus diesem Raum hervorgeht.

PG: Die Schweizer Gesetzgebung ist im Gegensatz zu anderen europäischen Ländern relativ vage formuliert. Ihre Paragraphen lassen Spielraum für Verhandlungen innerhalb dieser gesetzlichen Grenzen – auch im Städtebau. Zu meinem Job gehört es, mit den Politikern, Grundeigentümern, Investoren und Architekten zu verhandeln und zwischen den meist unterschiedlichen Interessen zu vermitteln. Das ist eine wichtige und nicht immer einfache Übersetzungsarbeit. Genauso wichtig ist es aber, mit dem Zürcher Stadtrat festzulegen, wie sich Zürich in den nächsten 15 bis 20 Jahren städtebaulich und räumlich entwickeln soll. Sein Wille ist bekannt und klar: Er will Wachstum ermöglichen, aber ein Wachstum mit einer städtebaulichen und architektonischen Qualität. Meine Aufgabe ist es wiederum, diesen Willen umzusetzen. Zum Beispiel im Rahmen der Überarbeitung des Richtplans und der Bau- und Zonenordnung oder bei der Definition der verschiedenen Möglichkeiten des Wachstums. Das kann zum Beispiel heissen, in bestimmten Gebieten in die Höhe zu bauen. Als nächste

Titelbild  
Blick auf Zürich-West mit  
der Wohnsiedlung Hardau im  
Hintergrund  
Fotografie: Georg Aerni

Blick auf den Hochhauskorridor  
beiderseits des Gleisfeldes,  
anlässlich der ersten bau-  
kollegiumspräsentation 2009  
aus: Meili Peter Architekten  
und Bideau, André. Neue Silhouetten.  
Zürich, Park Books 2015, S. 11

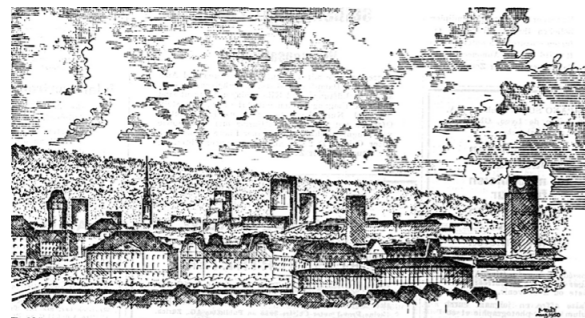




politische Forderungen winken nun die Fragen des Mehrwerts einer Immobilie bei Nutzungsänderungen oder Arealüberbauungen und den damit verbundenen «Mehrwertausgleich», damit auch Infrastruktur und Freiflächen mit der Stadt mitwachsen.

MP: Der Plan ist völlig abgetrennt von der Handlung und diese wiederum vom Ergebnis. Die Entstehung in City West folgte keinem vorgegebenen Plan und erwies sich als prekär. Insbesondere die nach der BZO aufgezwungene hohe Dichte wälzte bei einer fast ausschliesslichen Wohnnutzung die Planfiguren vollkommen um. Nur noch die vorgegebenen minimalen Wohnanteile in den Teilbereichen verwiesen auf die alten Gräben einer lenkbaren Stadtentwicklung mittels eines Zonenplans. Die Transformationen oder auch Deformationsfähigkeit der Grundidee folgten dem Gesetz Schritt für Schritt, die unzähligen Präsentationen und Änderungsanträge im Baukollegium sind Zeugen der jahrelangen Bemühung um Stabilisierung. Vielleicht stellt City West im Chor neuer und neu geplanter Hochhäuser einen Ausnahmefall dar, insofern das Ensemble auf einer Gestaltähnlichkeit der einzelnen Gebäudetrümpfe beruht: Es sind alle Polygone in einem durch die Grösse austarierten Verhältnis der Körperabstände. Die stumpfen Winkel entziehen sich jeglicher Eckbildung und Grenzdefinitionen, ihre freie Stellung definiert minimale Platzbildungen und lässt einen polyphonen Dreiklang innerhalb der Silhouette von City West entstehen. Die vertikalen Prismen der Hochhäuser stehen in einer Gleichgewichtsbeziehung zu den horizontalen Abschlüssen der Bauten des Areals, die in der leicht überhöhten Gestalt des Maaghofs ihre zentrierende Mitte finden. Horizontale und Vertikale befinden sich für den Betrachter in einem sich laufend verändernden Gleichgewicht: Einerseits überlagern sich die Hochhäuser mit ihrer Silhouette, treten gegeneinander in den Vordergrund; andererseits ist es ihre minimal übergreifende, aber schroffe Nähe zu den niederen Bauten, die, insbesondere beim Wohnhochhaus Zölly, eine – durch die von den Beschattungsregeln gegebene Distanz – räumliche Dispersion verhindert. Einzig die «hochstämmigen» Bürobauten entlang der Pfingstweidstrasse harren noch der Realisation.

Silhouette von Aussersihl Ende der 1950er Jahre aus: Neue Zürcher Zeitung 1950, Skizze von Armin Meili



Hochhauskonzept für den Sihlraum aus den 1960er Jahren aus: Dokument «Planung Sihlraum», Arbeitsausschuss Kanton und Stadt Zürich, November 1968

Masterplan von Diener+Diener und Boesch Architekten für den Wettbewerb Maag Areal Plus, 2000  
Fotografie: MMMP, unbekannt



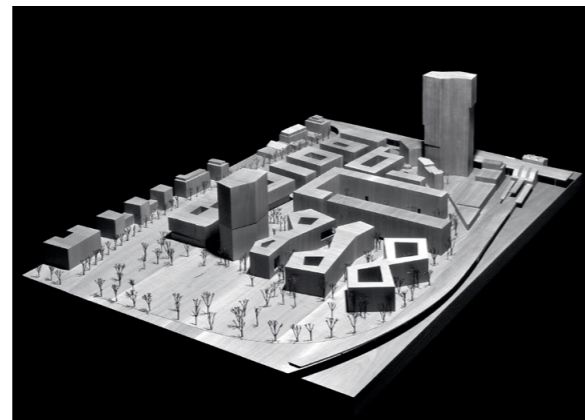
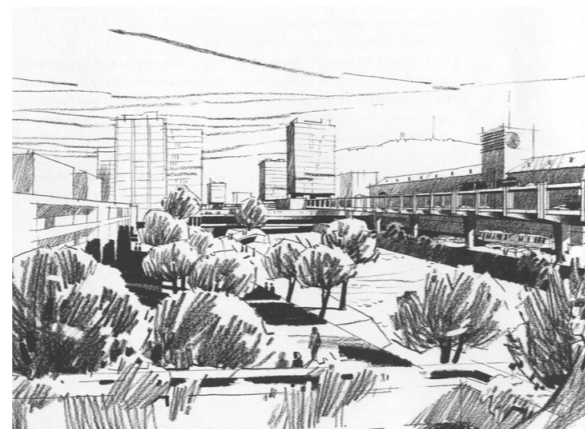
Städtebauprojekt von Meili & Peter Architekten, Stand 2002 mit «knochenartigen» Wohngebäuden, ohne Hochhaus  
Fotografie: Heinrich Helfenstein

MM: Ich habe heute nochmals in verschärfter Weise zur Kenntnis genommen, dass bei der Abwägung des Spielraums in verschiedenen Verfahren die Frage der Verwicklung der Politik eine ganz grosse Rolle spielt. In welchen Fällen kann man für bestimmte Lösungen die Politik für einen angestrebten Weg gewinnen?

MP: Ein grosser Heiliger hat behauptet, diese Düfte seien der Architektur abträglich.

PG: Meine persönliche Erkenntnis ist: ohne Politik keine Stadtplanung! Was ich damit sagen will: Die Baubewilligungen, Sonderbauvorschriften oder Gestaltungspläne werden vom Stadt- oder vom Gemeinderat erteilt und erlassen. Sie sind somit zwangsläufig immer politische Entscheide. Das Bauen in Zürich ist eine sehr politische Angelegenheit; beim Planungs- und Baurecht wird Politik gemacht. An diesem Punkt beginnt die Sachpolitik. Es ist ja nur logisch, dass ein FDP-Politiker seine liberalen, ein Grüner seine ökologischen und ein SP-Vertreter seine sozialen Anliegen in ein Geschäft einbringt. Meine Rolle besteht diesbezüglich auch im Vermitteln in dieser Dreiecksbeziehung, also zwischen Politik, Bevölkerung und Fachwissen. Damit meine ich natürlich Architektur und Städtebau in all ihren Facetten. In dieser Ausgangslage liegt eine der Hauptschwierigkeiten. Auf der einen Seite muss ich den Politikerinnen und Politikern Architektur und Städtebau nahebringen, auf der anderen den Architektinnen und Architekten erklären, dass Stadtplanung ohne Politik nicht funktioniert. Hier stelle ich oft fest, dass Letzteren das politische Verständnis fehlt. Gleichzeitig wird mir vorgeworfen, der Stadt Zürich und somit dem Amt für Städtebau fehle es an architektonisch-städtebaulichen Visionen und an Mut für unkonventionelle Lösungen. Mit dem Wissen um die wesentlichen politischen Fragen Zürichs, aber auch mit dem Wissen um den schmalen Spielraum innerhalb der planungsrechtlichen Vorgaben stellen sich diese Vorwürfe in einem ganz anderen Licht dar. Oft wünschte ich mir diesbezüglich gerade von meinen Kolleginnen und Kollegen ein grösseres Verständnis.

Um jetzt aber auf deine Frage zurückzukommen: Ich bin zwar kein Heiliger, meine Erfahrungen mit dem Baukolle-



gium zeigen aber, dass diese Duftmischung von Architektur und Politik eine sehr erfolgreiche ist. Im Baukollegium werden bekanntlich diejenigen Projekte diskutiert, die «besonders gut» sein müssen, weil sie aufgrund ihres Volumens oder ihres Standorts eine nachhaltige Wirkung auf ihre Umgebung oder auf die ganze Stadt haben, also Hochhäuser, Arealüberbauungen oder Bauvorhaben an prominenten Orten. Die gesetzliche Festlegung des Kriteriums «besonders gut» in den Paragrafen 71 und 284, Abs. 1 und 2, des Planungs- und Baugesetzes des Kantons Zürich ist für die Sicherung einer besonders guten Architektur in Zürich von immenser Bedeutung. Das Baukollegium berät in erster Linie den Stadtrat und die Baubewilligungsbehörde. Deshalb ist es das Gremium, das auf die Politik und ihre Entscheidungen Einfluss nehmen kann. Euer Hochhaus war zweimal im Baukollegium, die Mitglieder lobten es, und so ist es fast selbstverständlich, dass die Bewilligung erteilt wurde. Inzwischen steht das Zölly-Hochhaus. Jetzt können wir vom Baukollegium uns fragen, ob es ein guter Input war, das Hochhaus eben nicht an die Strasse, sondern an die Gleise zu platzieren. Ich persönlich finde, diese städtebauliche Setzung, dieser Dreiklang, wie du ihn genannt hast, diese über-geordnete räumliche Ordnung, die sich damit aufspannt, funktioniert und ist äusserst gut gelungen.

MM: Ich denke, dass ich wie du denke. Aber ich weiss nicht, ob wir jetzt noch auf die Diskussion des Fusspunkts überleiten wollen.

MP: In der Ausgangslage mit 240 Prozent Ausnutzung war nicht mehr der Minimalwohnanteil die Herausforderung, sondern umgekehrt die fast ausschliessliche Wohnnutzung, die auch die ganzen Erdgeschosse aufzufüllen drohte. Diese Ausgangslage markierte – wenn ich jetzt zurückblicke – die Auflösung der Regeln der Siedlungsstadt, die noch den geordneten Abständen folgte. In einem ersten Schritt hatten wir die Figuren des städtebaulichen Plans, unter anderem auch die Reglementierungen der Belichtung, auf 25 Meter geplättet und zu übertiefen Wohngebäuden gedehnt. Die entstandenen knochenartigen Gestelle kollabierten allerdings in der Folge, nicht zuletzt wegen der fehlenden Nutzung der unteren Geschosse und der Schwierigkeit, darin Wohnungen einzufügen. Nachher ist wundersam und listig ein Wohnhochhausturm entstanden, dessen extreme, ausgereizte Position exakt einer Auslassung im Schattendiagramm entspringt.

PG: Hier gilt es weiterzudenken. Diese Entwicklung hat ganz klar etwas mit der wohnpolitischen Situation von Zürich zu tun, die sich im Lauf der Zeit immer wieder verändert. Ich bin überzeugt, dass es nur eine Frage der Zeit ist, bis dieser Trend wieder zugunsten von anderen Nutzungen abflaut.

MP: Diese Entwicklung war, mindestens meinerseits, nicht vorhersehbar. In dieser Fähigkeit zur Mutation und Metamorphose liegt der Hauch des Unplanbaren.

PG: Ja, das ist eine allgemeine Erkenntnis in der Stadtplanung. Die Prozesse, die sich oft über mehrere Jahre erstrecken, sind immer wieder zu überprüfen und an die aktuellen gesellschaftlichen, wirtschaftlichen oder auch politischen Gegebenheiten anzupassen. Ein sehr gutes Beispiel dafür ist die Gebietsentwicklung Manegg in Zürich-Wollishofen.

MM: Ich würde gerne nochmals, ohne Rechthaberei, auf eine solche Antwort des Baukollegiums zurückkommen: Einer der Gründe, warum unsere Hochhausvariante im Kollegium kritisiert worden war, betraf die Enge zwischen dem Hochhaus und dem Haus A an den Gleisen. In der gebauten Wirklichkeit ist genau dies nun vielleicht die stärkste Stelle, die die Abspaltung verhindert.

PG: Du hast vorherhin gesagt, dass es den Hauch des Unplanbaren gibt. Für mich gehört genau diese Stelle dazu. Wobei ich überzeugt bin, dass nur bei guten Architekten solche unverhofft starken Stellen entstehen, die eine interessante Reibung erzeugen. Genauso wichtig ist jedoch eine fundierte konstruktive Kritik, wie ein Baukollegium sie macht. Damit entstanden schon immer die besten Lösungen.

MP: Du hast mich aber auch schon mit der Sicherstellung der Qualität in diesem Prozess konfrontiert, mit der Herausarbeitung städtebaulicher Qualitäten über die plastischen Operationen und Raumbildungen hinaus. Der schwierigen Etablierung von öffentlichen Hochhausnutzungen im Erdgeschoss stehen die einseitig plastische architektonische Formulierung von Platzbildungen und der vielschichtige kollektive Gebrauch im urbanen Alltag gegenüber. Was passiert am Turbinenplatz: das in die Fassadenhaut eingepackte minimale Vordach als Auskrugung, die Kunst am Bau, die Poller? Alles umkreist eine Auslassung und eine unheilvolle Schnittstelle zur Landschaftsarchitektur.

PG: Es ist ja nicht nur eine Auslassung und eine unheilvolle Schnittstelle von Architektur und Stadtraum, sondern auch das Resultat unserer zunehmend komplexen Welt. Die Verwaltung hat hier eigene Wege, diese einzufangen. Dies führt einerseits zu immer mehr Spezialisierung, andererseits werden aber auch die Aufgaben immer breiter verteilt. In der Stadtverwaltung von Zürich gibt es die Stadtentwicklung, das Amt für Städtebau, das Tiefbauamt, Grün Stadt Zürich, das Amt für Hochbauten oder das Amt für Baubewilligungen. Sie alle haben auch mit Architektur und Städtebau zu tun, sind aber in unterschiedlichen Departementen angesiedelt, haben unterschiedliche politische Vorgesetzte und folgen demnach auch unterschiedlichen parteilichen Interessen.

MM: Die Frage, wie Hochhäuser in ihrem städtischen Umfeld wirken, führt weltweit in ein Dilemma. New York hat die grossen gläsernen Malls im Erdgeschoss erfunden; riesige Lobbys, die zum Teil erfolgreich sind, aber nur wegen der Dichte der Stadt. In vielen Fällen ist das Hochhaus städtebaulich inert, es vermag den Standort nicht aufzuwerten.

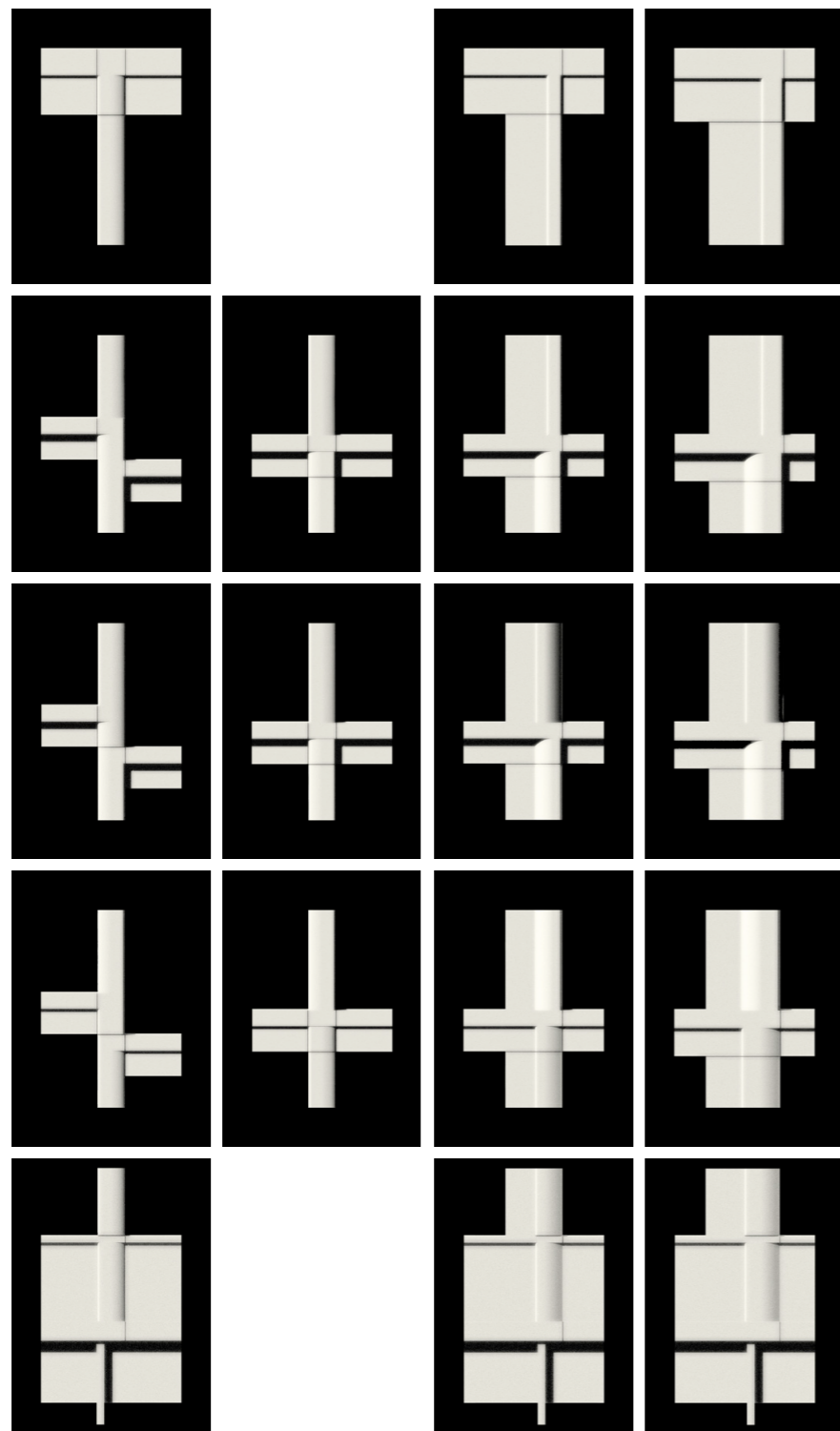
PG: Da bin ich mir nicht so sicher. Schon jetzt ist klar, dass der Gleisbogen vom Bahnhof Hardbrücke zum Toni-Areal sehr wichtig ist. Tausende von Studierenden, Assistenten und Professoren gehen diesen Weg entlang der Gleise zum Pfingstweidpark. Ich bin überzeugt, dass es nur eine Frage der Zeit ist, bis sich die Frage nach eurem Erdgeschoss noch einmal anders stellen wird.

MM: Vielleicht ist es etwas riskant zu behaupten, dass sich diese Sicht auf die Thematik mit den frühen Zürcher Hochhausdebatten verbindet, in denen sich die Hochhausfrage sehr deutlich mit Infrastrukturfragen verknüpft hatte. Die Hochhauskonzeptionen der 60er-Jahre im Sihlraum nutzten die verschiedenen Grundsatzfragen, um sie in der städtebaulichen Entwicklung von Zürich zu integrieren: Citybildung, Transit der Autobahn durch die Stadt, Erhaltung des alten Stadtzentrums in seiner oberirdisch existierenden Struktur und Lösung der Parkplatzprobleme für Einkaufskunden an der Bahnhofstrasse. Die Megasstrukturentwürfe sind in den metabolistischen Utopien von Walter Jonas' Trichterhäusern ins Fantastische gewendet. Doch in Zürich gibt es heute meines Wissens kein Hochhausprojekt, das die Infrastrukturen nennenswert in seine Struktur integriert.

MP: Du willst nicht, dass dieses gestallartige Ungetüm von Sihlhochstrasse von der Zeit zersetzt wird?



Elementknotentypen aus Schaft, Wohngeschossen und Attika aus: Meili Peter Architekten und Bideau, André. Neue Silhouetten. Zürich, Park Books 2015, S. 23



Fassadenrelief des Zoelly-Hochhauses, Fotografie: Georg Aerni



Fertigteilschalung aus glasfaserverstärktem Kunststoff  
Fotografie: Walter Mair



Armierung der Innenschale  
Fotografie: Walter Mair



Frisch betonierte Vorsatzschale der L-Elemente  
Fotografie: Walter Mair



ausgeschaltetes Element mit Schäumglasdämmung  
Fotografie: Walter Mair





PG: Selbstverständlich sind die Infrastrukturbauten städtebauliche Treiber. Als Beispiel nenne ich die Einführung der S-Bahn. Diese befördert eine unglaublich grosse Anzahl von Pendlern, nicht nur in den Hauptbahnhof, sondern auch nach Altstetten, zur Hardbrücke oder nach Oerlikon. Bei der Hardbrücke gehen aktuelle Prognosen davon aus, dass zu Spitzenzeiten rund 90'000 Pendler pro Tag diesen Bahnhof benutzen werden. Aber auch für Altstetten und Oerlikon lauten die Prognosen ähnlich. Das sind unglaubliche Massen. Deshalb ist es in der heutigen Zeit auch so wichtig, in die Infrastruktur zu investieren. Denn nur mit gut ausgebauten Bahnhöfen, die diese Pendlerströme bewältigen können, ist es auch interessant und sinnvoll, in die Höhe zu bauen.

MM: Du hast natürlich recht: Die S-Bahn kann als Generator von Stadtwertung nicht überschätzt werden. Das war eine enorm folgenreiche Tat.

MP: Die alte Zeit bescherte unserer kleinen Stadt den Traum einer City, die eher im Trauma vereinzelter unzusammenhängender Objekte endete. Das Niedrighalten von Hochhäusern um die Altstadt von Zürich, das lange Zeit die Leitbilder und – noch vor dem Verbot – die Hochhausdiskussion geprägt hat, führte zum gravierenden Verlust des Turmhaften. Doch Türme sind, ob in San Gimignano oder in Chicago, für Architekten, Fürsten und Manager seit jeher mit einem exotischen Wert behaftet und bieten sich, wie Michel Leiris im Kritischen Wörterbuch notierte, in ihrer frechen Zwanglosigkeit dem verlockenden Spiel der Vergleiche an. Ihre Programme – ob Dienstleistungen oder Hybride oder reine Wohnhochhäuser – haben differente, meist anonyme Ausbildungen erfahren, im Gegensatz zur wuchernden Skyline von London mit «The Gherkin» [Norman Foster, 2004], «Walkie Talkie» [Rafael Viñoly, 2014] oder «The Cheese Grater» [Richard Rogers, 2014]. An Zürich sind solche Besetzungen der Skyline durch monströse singuläre Gestalten vorläufig vorbeigezogen. Vielmehr gilt das Interesse der stadträumlichen Stabilisierung, der Ausformulierung der «Bodennähe», ohne die aufgepfropften Blockrandhochhäuser aus dem feuchten Norden importieren zu müssen.

PG: Die internationale Architektur kündigt sich auch in Zürich an. Dominique Perrault bringt mit seinen drei schwarzen Hochhäusern ein bisschen Schanghai nach Altstetten. Weil sie nicht mehr spezifisch zürcherisch ist, geht damit vielleicht auch eine anonymere und beliebigere Formensprache einher. Aber auch dies ist eben eine Seite der Urbanität.

MP: Anders als die vielfach unbeherrschten Urbanisierungen in internationalen Citys versteifte sich Roger Diener, einer der Verfasser der Sonderbauvorschriften für das Coop-/Maag-Areal, auf die These, dass städtebauliche Prozesse eine, wie er sagt, erkennbare relevante gestalterische Form haben müssen. Gestaltlosigkeit verbindet er – wie unzählige Mythologien – mit Chaos. Sicher, das Mannigfaltige ist Unruhe, und in der Literatur findet sich nicht ein einziges unbewegtes Chaos. In Ovids Metamorphosen ist die Erde des Chaos unbetretbar, das Meer unerschiffbar und die Formen der Stadt, so sagen wir heute, bleiben nicht mit sich selbst identisch.

PG: Deine Zerstörung der fixen Idee der Gestalt macht den Prozess umso wichtiger. Gerade weil euer Hochhaus nicht allein steht und erst später dazugekommen ist, tut es den anderen und seiner stadträumlichen Umgebung gut. Die eineinhalbgeschossigen Stirnfassaden mit den Split-Level-Wohnungen bringen noch ein zusätzliches Element in die Kombinatorik, welche die grösseren und kleineren Masstäbe der anderen Häuser noch einmal schärft. In diesem Sinne schätze ich das Zölly-Hochhaus hinsichtlich der Herstellung und Detaillierung, die ihren Ausdruck in dem sich wiederholenden Rhythmus der markanten Horizontalbänder findet. Die Architektur modelliert mehrere vertikale, horizontale und auch daraus abgeleitete Masseinheiten. Das ist unglaublich spannend und steht exemplarisch für eure – ich sage es mit den Worten des Baukollegiums – besonders gute Architektur. In diesem Sinne ist sie auch typisch und spezifisch für Zürich, auch wenn ihr sicher Referenzen zu nationalen und internationalen Architektinnen und Architekten pflegt.

MP: In der Tat bewegt sich die ganze optische Arbeit in den wenigen Zentimetern des Reliefs: 8cm unten, 20cm im Mittelteil und 6cm oben. Die Tiefe des Reliefs findet ihren Niederschlag im Schatten, alles ist dem sich verändernden Licht unterworfen. Jeder Knoten in der plastisch geformten Oberfläche stellt in der Komposition einen Ruhepunkt dar, eine hochdynamische Verknüpfung unterschiedlich ausgerichteter Vektoren, die einander in der Schwebe halten. Die Dichotomie von Fläche und Tiefe, von Licht und Schatten muss zugleich die Distanz berücksichtigen – bei gleichmässig wachsender Entfernung ändert sich der Eindruck ungleichmässig, sprunghaft. Das Leuchten des Marmors ist geschult an Auguste Perrets «Tour» in Amiens. Dem Verdikt Paul Valérys über Architekten – «ihre Qualitäten halten nicht bis zur Vollendung» – gegenzuhalten, gelten alle Anstrengungen.

Haus A und Zoelly Hochhaus  
Fotografie: Georg Aerni



Meili, Peter & Partner Architekten AG, Februar 2023

im Original erschienen in:  
Marcel Meili, Markus Peter Architekten AG. *Neue Silhouetten*, Zürich 2015:  
Park Books, S. 6–9 : ISBN 978-3-906027-79-1